

„Der besondere Weg“ funktionierte nicht mehr

Schon bei meinem ersten Dienstesinsatz im Januar 1974 hatte ich in der Auguststraße erfahren, dass „der besondere Weg“ nicht mehr funktionierte. Zu viele Leute hatten etwas bemerkt. Ein gewisser Herr Lache, der die Pakete in Ostberlin bisher angenommen hatte und für die Weiterleitung an die verschiedenen Empfänger verantwortlich gewesen war, hätte zu viel geredet. Daraufhin hatte der Transporteur aus Charlottenburg seine Lieferungen von West nach Ost eingestellt.

Mag sein, dass der Transporteur und die Organisatoren Herrn Lache nicht mehr hundertprozentig trauten und dieser merkte, dass er keine weiteren Aufträge erhielt und deshalb aus Protest die in seiner Garage liegenden, restlichen Pakete extra nicht weiterleitete – jedenfalls kochte in dem eingeweihten Personenkreis die Gerüchteküche. Hinter vorgehaltener Hand wurde berichtet, dass Herr Laches Sohn bei der Stasi sei und dass einfach zu viel geredet würde. Außerdem wären den Mitarbeitern im Kirchenbund in der Auguststraße die vielen Westpakete aufgefallen, die im Haus zahlreich und auffällig herumlagen. Auch die Stasi wäre schon da gewesen.

Mich interessierte das Thema sehr! Ich war neugierig, wie Bücherpakete, Fernsehgeräte, Wasch- und Druckmaschinen unkontrolliert in die DDR gelangten. Ich wollte zu gern selbst diese einzigartige Möglichkeit nutzen.

Oberkonsistorialrat Stolpe „zog einen Schlussstrich“

Ich erfuhr bei den Besprechungen in Ostberlin, dass im Hinblick auf die vielen Pakete auf den Fluren Oberkonsistorialrat Stolpe allen Mitarbeitern – auch den Oberkirchenräten – verboten hatte, diesbezüglich

weiter tätig zu sein. Alle Mitarbeiter des Hauses mussten bei Herrn Stolpe unterschreiben, dass keine Pakete oder anderes Material aus dem Westen mehr angenommen werden durfte.

Nach meiner Einschätzung war die Strategie von Oberkonsistorialrat Stolpe in Ostberlin, nach außen hin einen offiziellen Schlussstrich zu ziehen und den Kirchenbund in der Auguststraße bezüglich Westpakete inklusive der damit verbundenen Gerüchte und dem Makel der westlichen Unterstützung reinzuwaschen.

Die DDR-Führung wollte eben sämtliche Kontakte aller gesellschaftlichen Gruppen zum Westen unterbinden – nicht nur durch Mauerbau und Kappung der Telefonverbindungen. Die verschiedenen Gliedkirchen in der DDR mussten ihre Kontakte zum Westen abbrechen und sich zu einem Kirchenbund innerhalb der DDR zusammenschließen.

Offiziell sollte fortan streng darauf geachtet werden, die Gesetze der DDR einzuhalten, doch intern suchten die kirchlichen Stellen in West- und Ostberlin eifrig unter strengster Geheimhaltung nach anderen Wegen für den Pakettransport, so auch nach einen Ersatzmann für Herrn Lache. Der Transporteur aus Berlin-Charlottenburg wünschte ebenfalls eine neue Anlaufstation innerhalb Ostberlins.

Hinsichtlich der Verteilerstruktur musste auf höchster Ebene nachgedacht werden: Wer nimmt die heiße Ware an? Wo wird umgeladen? Welche Person holt die Pakete, die für die Restpropstei Blankenburg bestimmt waren, ab und wo? Und wer leitet die Pakete innerhalb Ostberlins und der DDR weiter?

Das gesamte Netzwerk musste neu aufgebaut werden, wobei jeder nur seine direkten Kontaktpersonen kennen sollte, damit die Empfänger die Kette nicht zurückverfolgen könnten. Dies alles bedeutete eine Umstrukturierung innerhalb des Ostberliner Kirchenapparates.

Außerdem musste in der DDR beziehungsweise in Ostberlin eine Person gefunden werden, die sich traute und in der Lage war, die Voraussetzungen zu erfüllen. Dazu gehörten absolute Verschwiegenheit

und Zuverlässigkeit sowie ein geeignetes Gelände, auf dem ein- und ausfahrende Westautos nicht auffielen.

Wie konnte man eine entsprechende Person finden?

Paketstau betraf auch mich persönlich

Weil plötzlich niemand mehr die geschmuggelten Westpakete annahm, gab es einen Rückstau von Paketsendungen bei der Kirchenkanzlei der EKD in der Jebensstraße in Westberlin, der VELKD in Berlin Schlachtensee und auch beim Landeskirchenamt Wolfenbüttel.

Ich hatte erstmalig von Landeskirchenoberamtsrat Wille im Landeskirchenamt Wolfenbüttel die Möglichkeit erhalten, ein privates Paket auf diesem Wege meinen Verwandten in der DDR zu schicken. Auf meine Frage, wie groß oder sperrig die Sendung sein durfte, hatte er geantwortet: „Alles, was in einen Opel Kapitän Kombi passt.“

Ein Paket kostete 100 DM, aber ich brauchte nichts zu bezahlen. Bedingt durch die große Nachfrage nach Westbüchern sowie -zeitschriften und Medikamenten hatte ich so viel wie möglich in das Paket für meine Eltern und Geschwister gepackt, die alle im kirchlichen Dienst standen. Ausgerechnet jetzt lag mein Paket mit im Stau. Ich nutzte meine Beziehungen und erfuhr, dass die Firma K. aus Westberlin mein Paket in den Ostteil der Stadt transportiert hatte. Es war also „drüben“ – aber wo?

Im Zuge meiner Nachforschungen machte ich mich in Ostberlin auf die Suche nach Herrn Lache, der bisher für die Annahme und Weiterleitung der heißen Westpakete zuständig gewesen war. Ich war entschlossen, mein Paket zurückzubekommen. Falls er es nicht hatte, konnte er mir vielleicht wenigstens weiterhelfen. Nachdem ich auf

Umwegen Herrn Laches Adresse erfahren hatte, besuchte ich ihn in einem Altberliner Wohnblock. Ich stieg mehrere Treppen hoch und las dabei die Namen an allen Türen, bis ich den richtigen fand. Nach meinem Klingeln öffnete sich die alte, braune Wohnungstür einen Spaltbreit, und ein alter Rentner fragte nach meinen Wünschen. Ich stellte mich vor, wobei ich ihm gleichzeitig meinen Reisepass zeigte, um zu beweisen, dass ich ein Westdeutscher war. Er verschwand mit meinem Pass in seiner Wohnung und ließ mich ziemlich lange im Flur stehen. Weshalb ich so lange warten musste, war mir nicht klar. Fotografierte oder kopierte er den Pass erst? Rief er zwischenzeitlich jemanden an, um sich zu vergewissern, dass er mit mir über das große Geheimnis sprechen durfte? Schließlich bat er mich in seine Wohnung, denn solche Dinge besprach man nicht im Treppenhaus. Leise unterhielten wir uns über die Pakete, bis Herr Lache plötzlich vorschlug: „Wir gehen mal runter und gucken nach, ob Ihr Paket dabei ist.“

Hinten auf dem Hof standen mehrere altmodische, große Garagen. Nachdem er seine aufgeschlossen hatte, gingen wir links an seinem Auto vorbei bis nach hinten. Unter Säcken und alten Decken versteckt lagen verschiedene Pakete. Ich hatte Glück! Froh und erleichtert hielt ich meins in den Händen. Meine ganze Familie freute sich später über die schönen Geschenke!

Gewinnung meines Bruders – mein erster Besuch in der Kirchenkanzlei der EKD

Bereits im Frühjahr 1974 begann ich, meinen Bruder Detmar zur Mitarbeit bei der Paketannahme zu gewinnen.

Er arbeitete als technischer Leiter im evangelischen Kinderheim Siloah in Ostberlin. Das Gelände eignete sich bestens, weil es zentral



Detmar Meyer

gelegen, aber von außen nicht einsehbar war. Nachdem sich mein Bruder die Geschichte angehört hatte, hielt sich seine Begeisterung zunächst in Grenzen, und er bat um Bedenkzeit. Es waren natürlich viele Fragen zu klären und noch mehr Probleme zu berücksichtigen. Dass er auf die S-Bahn angewiesen war, erschwerte die Situation. Ich versuchte ihn mit Auto, Geld und Geschenken, wie Farbfernsehapparat und Haushaltsmaschinen – eben mit Luxusgütern, die es in der DDR nicht gab –, zu locken. Vieles konnte ich ihm versprechen, aber leider keine schriftliche

Zusage der Kirchenleitung, dass sie ihn bei einer Verhaftung freikauften würden. Daraufhin stellte er eine Bedingung: Er wollte ein Auto.

Ich sprach mit Oberkirchenrat Foerster vom Lutherischen Kirchenamt, der mir vorschlug, die Angelegenheit im Konsistorium der EKD in Westberlin mit Oberkirchenrat Lingner (Deckname „Ludwig“) zu besprechen. Also fuhr ich am 3. Juni 1974 in die Jebensstraße 3 am Bahnhof Zoo.

Am Eingang sprach ich den Pförtner an: „Guten Tag, können Sie mir bitte sagen, wo ich mein Auto parken kann?“

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Zu Oberkirchenrat Lingner“, erwiderte ich.

„Haben Sie denn einen Termin?“

Ich machte ihm die Dringlichkeit deutlich und betonte, dass ich vom Lutherischen Kirchenamt kam – das wirkte immer und öffnete

manche Tür, so auch hier. Der Pförtner ließ mich durch das große, schmiedeeiserne Tor auf das Gelände.

Im Konsistorium merkte ich schnell, dass Oberkirchenrat Lingner (Jurist und Theologe) ein wichtiger Mann war, denn nicht nur sein Zimmer, sondern schon der lange Flurtrakt war mit einer Glaswand abgeriegelt und dadurch für ungebetene Gäste gesperrt. Als ich an der Glastür klingelte, öffneten sich verschiedene Bürotüren. Ich spürte die kritischen Blicke der Mitarbeiter, während mich einer von ihnen zu Oberkirchenrat Lingner führte.

Höflich stellte ich mich ihm vor und bezog mich auf Oberkirchenrat Foerster vom Lutherischen Kirchenamt. Mein Gegenüber machte auf mich einen nervösen Eindruck.

„Was wollen Sie hier?“, fragte er kurz angebunden. Damals lagen die Nerven bei vielen blank, weil niemand wusste, ob Fremde vertrauenswürdig waren. Ich erklärte, dass ich bei der VELKD als Bote tätig sei und dass meine Verwandten, die in der DDR wohnen, alle im kirchlichen Dienst seien. Nachdem ich ihm meinen Bruder als Ersatz für Herrn Lache vorschlug, wurde sein Ton viel freundlicher.

Nun interessierte er sich für Einzelheiten bezüglich der Arbeitsstelle meines Bruders im Kinderheim Siloah. Ich musste gestehen, dass Detmar nicht motorisiert war. Weil „Ludwig“ aber dem, was ich ihm offerierte, sehr aufgeschlossen gegenüberstand, erklärte er sich sofort bereit, meinem Bruder für seine eventuelle Mitarbeit ein Auto zukommen zu lassen. Es musste ein zuverlässiger Wagen sein, der im Grenzbereich nicht unverhofft liegen blieb. Ein Barkas war das richtige Fahrzeug, nur war es Privatpersonen in der DDR nicht erlaubt, ein solches zu besitzen.

„Ludwig“ betonte, dass er für Heime schon immer viel übriggehabt habe und dass es kein Problem sei, über GENEX ein Auto für das Kinderheim zu bestellen. Nun besaß das Kinderheim aber bereits einen Barkas und zwei waren ebenfalls nicht gestattet. Zum Glück handelte es sich um ein älteres Fahrzeug, das nur noch für Bauzwecke eingesetzt werden konnte.

So diktierte er mir einen Brief, den ich an ihn schreiben sollte und

den er dann befürworten und an die entsprechende, geldgebende Stelle weiterleiten wollte.⁴

Ich sollte GENEX gegenüber als Schenkender aufgeführt werden. Der Brief hatte etwa folgenden Wortlaut: „Hiermit beantrage ich für das Kinderheim Siloah einen Barkas. Der vorhandene Barkas ist alt und reparaturbedürftig und kann deshalb nur noch als Baufahrzeug genutzt werden. Ein neuer Barkas ist für den Personentransport dringend notwendig.“⁵

Anschließend besprachen wir alle Einzelheiten streng vertraulich und ganz ausführlich, beispielsweise den Verteilerring: Der Transporteur würde sich bei meinem Bruder melden. Die angenommenen Pakete für die Restpropstei Blankenburg würde Landeskirchenoberamtsrat Haertel abholen. Die anderen wären für das Sprachenkonvikt der Theologischen Hochschule in Ostberlin bestimmt, das auch die Weiterleitung an die Empfänger übernehmen würde. Dabei handelte es sich nicht nur um Büchersendungen, sondern auch um Bedarfsgüter wie Fernsehapparate, Waschmaschinen und Baumaterial.

Des Weiteren schärfte „Ludwig“ mir ein: „Den Bischof lassen wir raus!“

Möglichst wenige Personen sollten informiert werden, höchstens fünf. Er wollte im Landeskirchenamt Wolfenbüttel einen Oberlandeskirchenrat in groben Zügen unterrichten, da meine und meines Bruders Auslagen (wie Benzingutscheine) vom Landeskirchenamt Wolfenbüttel getragen werden sollten. Weiterhin vereinbarten wir, dass die Unterstützung und Wünsche des Kinderheims Siloah (beispielsweise eine Zentralheizung) über ihn organisiert werden. – Wie ich später erfuhr, hatte sich „Ludwig“ bei Oberlandeskirchenrat Dr. Bluhm

4 Nach meinen Informationen stattete die Bundesregierung das Diakonische Werk in Stuttgart mit Geldmitteln aus. Diverse Anträge wurden im Allgemeinen an diese Stelle geleitet.

5 Nachfolgend schrieb ich auf Anraten von „Ludwig“ auf, welche zusätzliche Ausstattung das Fahrzeug haben sollte, wie Anhängerkupplung, Winterreifen, Blaupunkt Radio und Standheizung. Einen Katalog hatte ich mitbekommen.

in Wolfenbüttel und Oberkirchenrat Foerster erkundigt, ob ich vertrauenswürdig sei.

Ich besprach die Angelegenheit mit meinem Bruder. Nach langen Diskussionen und Überlegungen sowie meinem Versprechen, dass ich ihn bei seiner zusätzlichen und nicht ungefährlichen Arbeit beraten, begleiten und unterstützen würde, sagte er endgültig zu. Die Entgegennahme der Pakete durch ihn würde teilweise im Norden von Berlin und teilweise direkt in Siloah erfolgen. Eine Sorge hatte Detmar noch: „Was mache ich, wenn ich in eine Polizeikontrolle komme? Was soll ich zu der Ladung sagen?“

Einen üblichen Warenbegleitschein, der in der DDR Pflicht war, würde er bei seinen Fahrten nicht vorweisen können. Da ich ihm die Frage nicht beantworten konnte, erkundigte er sich zu einem späteren Zeitpunkt bei Oberkonsistorialrat Stolpe. Der riet ihm, von „kirchlichen Spenden“ zu reden. Auf die Frage, ob er sich auch im Fall der Fälle auf Herrn Stolpe berufen könnte, bekam er zur Antwort: „Nein, nur im Notfall!“

Durch die Mitarbeit meines Bruders hatte auch ich nun erheblichen Einfluss auf den geheimen Pakettransfer der EKD in die DDR!

„Gott zum Grube, lieber Bruder“

Es dauerte nicht lange, bis mich das Lutherische Kirchenamt erneut in Berlin anforderte. Ich nahm auch diesen Auftrag im Juli an.

Wieder einmal saß ich mit meinem Dienstvorgesetzten zusammen, und wir besprachen alle Einzelheiten meines Besuches im Ostteil der Stadt. Da klingelte das Telefon. Ich hörte, wie Oberkirchenrat

Foerster erklärte: „Normalerweise machen wir das nicht.“

Dann fragte er mich, ob ich bereit wäre, von einer Ostberliner Telefonzelle eine Ostberliner Nummer anzurufen und – ohne meinen Namen zu nennen – folgende Information durchzugeben: „Das Treffen heute Abend kommt nicht zustande.“

Die Nummer lernte ich auswendig, damit ich wie sonst auch nur Ausweispapiere, Tagesvisum und Umtauschbescheinigung in der Jackentasche hatte.

Weil ich mich beobachtet fühlte, suchte ich mir am Alexanderplatz eine geeignete Telefonzelle, die sich unterirdisch auf dem Weg zur U-Bahn befand. Nachdem ich die besagte Nummer gewählt hatte, meldete sich am anderen Ende der Leitung eine Männerstimme. Wie verabredet leitete ich die Botschaft weiter: „Gott zum Gruße, lieber Bruder. Das Treffen heute Abend findet nicht statt.“

„Darf ich mal fragen, wer da ist?“, fragte er bescheiden. Beunruhigt legte ich wortlos den Hörer auf. Mit einem mulmigen Gefühl schaute ich mich links und rechts um und verschwand am Alexanderplatz im Menschengewühl.

Schwedische Delegation

Es blieb nicht dabei, nur dienstags und donnerstags die Grenze nach Ostberlin zu überqueren, denn neue Aufgaben kamen im Verlauf meines besonderen Dienstes in Berlin auf mich zu. Während ich mich mit einer starken Erkältung in meinem Hotelzimmer im Evangelischen Johannesstift aufhielt, klingelte das Telefon, und Frau Glay vom Lutherischen Kirchenamt teilte mir mit: „Die⁶ haben eine schwedische

6 „Die“ = Hauptsitz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirchen Deutschlands VELKD in Hannover

Delegation mit einem Bischof und mehreren Kirchenmusikern zu Besuch und möchten ihnen die Situation in der geteilten Stadt zeigen. ... Können Sie bitte die Delegation am Flughafen Tegel in Empfang nehmen? ... Ich schicke Ihnen auch den Dienstwagen.“

„Gut“, erklärte ich mich einverstanden. „Wie heißen denn die Delegationsmitglieder und wie erkenne ich sie? Gibt es irgendwelche Merkmale?“

„Vielen Dank, dass Sie uns helfen. Aber Einzelheiten weiß ich auch noch nicht. Ich bin gerade erst informiert worden“, entschuldigte sie sich.

Obwohl ich mich krank fühlte, hatte ich die Aufgabe übernommen. Auf der Fahrt überlegte ich, wie ich eine solche Gruppe ausrufen lassen könnte. Am Flughafen Tegel angekommen, stellte ich mich so auf, dass mich jeder sehen konnte. Ich weiß heute noch nicht, wie wir uns fanden. Die schwedische Delegation bestand aus etwa sieben Personen, beladen mit vielen Koffern und Taschen, als ob sie länger bleiben wollten. So konnten sie nicht die Grenze zur DDR passieren – die Überprüfung hätte einfach zu lange gedauert. Deshalb riet ich ihnen, zuerst das Reisegepäck und alle Zeitschriften in ihren reservierten Hotelzimmern am Kurfürstendamm abzustellen.

Ohne besondere Begrüßung oder Vorstellung führte ich die Gruppe zum Taxistand; wir fuhren – mit Taxi und Dienstwagen – zu dem besagten Hotel. An der Rezeption ergab sich die Frage, auf welche Rechnung die Gruppe reiste. Nach einer Weile des Schweigens wählte ich im Beisein aller die Telefonnummer des Lutherischen Kirchenamtes: „Ich bin's! Wir sind jetzt im Hotel. Auf welche Rechnung geht das?“

„Die Rechnung übernehmen wir“, versicherte mir Frau Glay.

Allgemeine Erleichterung, aber auch Verwunderung herrschte: Wer war dieser Mann, der sich in ganz Berlin auskannte, der alle Nummern im Kopf hatte und bei Behörden nicht einmal seinen Namen zu sagen brauchte? Der Bischof sprach es laut aus, was vermutlich viele dachten: „Wer sind Sie? Wie heißen Sie?“

„Das darf ich nicht sagen. Fragen Sie bitte Oberkirchenrat Foerster!“

Jetzt übernahm ich die Reiseleitung: „Ich werde Sie nach Ostberlin und zum Kirchenbund in die Auguststraße führen. Wir werden bis zur Friedrichstraße mit der S-Bahn fahren und dort die Grenze nach Ostberlin passieren. Damit wir nicht lange bei der Grenzkontrolle aufgehalten werden, bitte ich Sie, nicht nur das Gepäck, sondern alles bis auf Ihre Reisedokumente und pro Person 100 bis 150 DM im Hotel zu lassen.“

Ich hatte einmal einen Theologen begleitet, der seine Doktorarbeit dabei gehabt hatte. Bis die Grenzer jemanden gefunden hatten, der die Dissertation überprüfen konnte, dauerte es stundenlang.

„Bitte schauen Sie in Ihre Brieftaschen, Jacken und Hosentaschen!“, fuhr ich mit der Einweisung fort. „So viel, wie es geht, sollten Sie im Hotel zurücklassen. ... Während der Grenzkontrolle kennen wir uns nicht! Danach gehe ich voran. Auch auf dem Fußweg werde ich zehn Meter vor Ihnen gehen.“

In der Auguststraße schien eine Tagung stattzufinden. Viele Menschen klatschten laut Beifall, als ich mit den Schweden den Saal betrat. Ich verschwand wieder in dem Westteil der Stadt, um mich in meinem Hotelzimmer im Evangelischen Johannesstift auszukurieren.

Bischof Dr. Forck half meiner Schwester

Kurz darauf besuchte ich Bischof Dr. Forck in Ostberlin und bat um Mithilfe für eine Westreise genehmigung meiner Schwester Karin, die in Ostberlin seit 30 Jahren einen evangelischen Kindergarten leitete. Bischof Dr. Forck war sehr liebenswürdig. Im Gespräch ließ er mich wissen: „Am kommenden Donnerstag fährt Herr Stolpe nach Potsdam ... ich werde ihm die Unterlagen für Ihre Schwester mitgeben.“

Kurz darauf konnte meine Schwester ihre Reisedokumente vom Rat des Kreises abholen und bekam dort folgende Bemerkung mit

auf den Weg: „Denken Sie aber nicht, dass es damit was zu tun hat, weil Sie beim Bischof waren.“

Propst Warmers lernte meinen Bruder in Zeuthen kennen

Im Juli 1974 verbrachte ich einige Urlaubstage in England. Von Portsmouth aus schrieb ich an das Landeskirchenamt Wolfenbüttel zu Händen Landeskirchenoberamtsrat Wille und bat um eine äußerst kurzfristige Dienstreisegenehmigung nach Berlin. Der Grund hierfür war, dass Propst Warmers eine Aufenthaltsgenehmigung für einen Besuch bei meiner Familie in Zeuthen bekommen hatte.⁷

Natürlich wollte Propst Warmers bei seinem Besuch meine Verwandten kennenlernen, auch hinsichtlich der politischen Einstellung

7 Mein Anschreiben an das Landeskirchenamt Wolfenbüttel:

Sehr geehrter Herr Wille!

*Mein Bruder bat mich um einen Besuch in Ost-Berlin. Er hat Fragen und Bit-
ten, die er mir vortragen möchte. Ich werde am 28.– 30. Juli nach West-Berlin
fahren und mich am 28. und 29. Juli mit meinem Bruder treffen. Nun habe ich
folgende Bitte: Könnten Sie mir wohl eine Dienstreisegenehmigung besorgen?
Wegen der Kürze der Zeit notfalls auch nachträglich? Es kommt mir darauf an,
daß ich nicht meine Urlaubstage und mein privates Geld dafür nehmen muß.
Daß ich meinen Urlaub hier in England vorzeitig abbreche, um nach Berlin zu
fahren, bitte ich bei der Behandlung meines Antrages als Gefälligkeit meiner-
seits zu berücksichtigen. Vertraulicher Hintergrund: Propst Warmers hat eine
Aufenthaltsgenehmigung bekommen, um meinen Bruder zu besuchen. Um Kos-
ten zu sparen, könnte ich bis West-Berlin im Auto mitfahren. Warmers hat seine
speziellen Sorgen, sein Plan „Brutkasten“ (für Dresden) ist in die Öffentlich-
keit geraten. Er macht sich Sorgen um den entsprechenden Arzt in Dresden.
Deshalb würde Propst Warmers sich freuen, wenn wir unsere Dienstreiseange-
legenheiten mit einer gemeinsamen Dienstoffahrt regeln könnten.*

Gerd Meyer

und Integrität meines Bruders. Vermutlich bezweckte er, im Landeskirchenamt Vorurteile gegenüber Detmar abzubauen und Vertrauen zu schaffen.

Bei heißem Sommerwetter besuchten wir kirchliche Institutionen in Ostberlin. Zu Mittag führte ich ihn ins Interhotel am Alexanderplatz, wo wir die Klimaanlage genossen und gut essen konnten. Abends saßen wir bei bester Stimmung im Garten meines Bruders. Einmal befuhren wir mit dem Segelboot meines Bruders den Zeuthener See. Meine Familie beherbergte, verpflegte und lieb Propst Warmers mehrmals ein Auto. Er erfuhr am eigenen Leib, dass in dieser speziellen Ost-West-Arbeit keine strenge Linie zwischen Privatem und Dienstlichem gezogen werden konnte, weil meine Geschwister in der DDR die Voraussetzungen boten und sozusagen das „Basislager“ für die Aktivitäten auf DDR-Boden bildeten.



*Ost- und Westgeschwister mit ihren Familien
vor der Miersdorfer Kirche
anlässlich einer Konfirmationsfeier*

Ein ereignisreiches Jahr ging weiter

Im September arbeitete ich erneut als Dienstaushilfe beim Lutherischen Kirchenamt in Berlin und besprach dabei am 5. September 1974 wichtige Dinge mit „Ludwig“. Das Ergebnis teilte ich meinem Bruder am 13. September 1974 im Kinderheim Siloah mit.

Eines Tages fragte mich Oberkirchenrat Foerster vom Lutherischen Kirchenamt: „Was darf ich Ihnen schenken, lieber Bruder Meyer? Womit kann ich Ihnen eine Freude machen?“

Er schien dankbar zu sein, dass ich den Dienst wieder übernommen hatte, und war offensichtlich mit meiner Arbeitsleistung sehr zufrieden. Freudig überrascht, aber nicht wissend, wie wertvoll das Geschenk sein durfte, erzählte ich ihm von meinem Wunsch, in der Braunschweiger Landeskirche eine Pfarrstelle zu übernehmen. Vielleicht konnte er diesen Gedanken mit einem Brief an das Landeskirchenamt unterstützen.

Das Schreiben von Oberkirchenrat Foerster an Propst Warmers habe ich bis heute nicht gelesen, obwohl ich meine, es verfehlte seine

-
- 8 Schreiben von Oberlandeskirchenrat Kammerer (Landeskirchenamt Wolfenbüttel) vom 11. September 1974:

Lieber Herr Meyer, bevor ich Ihnen hoffentlich in absehbarer Zeit Nachricht geben kann über die Möglichkeit, Pfarrverwalter zu werden, muß ich heute schon wieder mit einem Anliegen kommen und Sie fragen, ob Sie wohl wieder die „Dienstaushilfe“ Berlin machen können. Und zwar vom 06.01.–31.01.1975. Ich weiß einfach niemand anderen, den ich dieserhalb angehen könnte, und Sie haben das, wie ich weiß, so gut gemacht, daß das Lutherische Kirchenamt Sie gewiß wieder gern haben möchte.

Leider ist ja nun Ihr Propst nicht greifbar, und ohne dessen Zustimmung geht es natürlich nicht. Aber Sie können mir gewiß heute schon sagen, ob Sie selbst denn wohl bereit wären. Ich müßte dann Herrn Propst Warmers nachträglich befragen, könnte aber den Lutherischen Kirchenamt wenigstens schon Ihren Namen nennen. Hoffentlich können Sie zusagen. (...)

*Herzlichen Gruß
Ihr Kammerer*

Wirkung nicht. Ich erhielt einen Anruf vom Landeskirchenamt, dass die ganze Abteilung sehr erfreut wäre, endlich einmal so etwas Positives zu erfahren.

Kurz darauf teilte mir Oberlandeskirchenrat Kammerer mit, dass er bezüglich der von mir gewünschten Pfarrstelle noch keine Auskunft geben könne, und erkundigte sich gleichzeitig, ob ich zu einem erneuten Einsatz als Dienstaushilfe bereit wäre.⁸

Selbstverständlich willigte ich zur Freude von Oberkirchenrat Foerster ein.⁹

⁹ Am 8. Oktober 1974 schrieb das Lutherische Kirchenamt in Berlin (Schlachensee):

Betr.: Dienstaushilfe in Berlin (West) vom 06. –31. Jan. 1975

Lieber Bruder Meyer! Ihr Landeskirchenamt hat uns mitgeteilt, daß Sie vom 6. Jan. bis 31. Jan. 1975 wiederum hier bei uns in West-Berlin sein werden. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie dankbar ich bin, daß Sie wiederkommen. Zu Ihrer Orientierung: Propst Warmers hat meinen Bericht bekommen – vertraulich und zur persönlichen Kenntnisnahme. Ich wäre dankbar, wenn Sie ihn bei Gelegenheit darauf ansprechen würden.

Mit herzlichen Grüßen

(Foerster)